

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 18 (1928)

Heft: 50

Artikel: Zürich-Tokio in 15 Tagen [Schluss]

Autor: Degen, J.A.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-648443>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Landvogtei Schenkenberg war eine der einträglichsten aargauisch-bernischer Vogteien. Sie gehörte zwar nicht wie Königsfelden und Lenzburg zu den Vogteien erster Klasse, aber doch mit Aarburg zur zweiten Klasse, deren Einkünfte sich auf 40,000 bis 50,000 Pfund beliefen in der 6jährigen Umtszeit der damaligen Vogte. Das Einkommen der Landvögte bestand aber nur zu einem kleinen Teil in barem Geld. Die Bauern zahlten ihre Abgaben noch in Naturalien, in Getreide, Geflügel, Eiern, Salz und Wachs. Da füllten sich jeweilen die Kornkästen, die Rammern und Truhen des Landvogtei-Schlosses.

Im sogenannten „Rittersaal“ des Schlosses hängen zwei große Wappentafeln mit den Namen und Wappen der ehemaligen Edlen, die auf Schenkenberg und Wildenstein gehaust haben, sowie der bernischen Landvögte, die hier Recht gesprochen. Unter letzteren stoßen wir auf bekannte Berner Patriziernamen wie: Willading, Tücher, Augsburger, v. Werth, Tillier, Graffenried, Steiger, Man und Effinger. Auf Wildenstein selbst regierten von 1720 bis zum Falle Berns im Jahre 1798 15 Obervögte. Zwei von ihnen seien hier erwähnt: Niklaus Emmanuel Thürner (1767–1773), das Urbild des jungen, edlen Landvogtes Arner in Pestalozzi's „Lienhard und Gertrud“, und Daniel von Fellenberg, der Vater des berühmten Erziehers, Landwirts und Regierungsmannes der Restaurationszeit. (Schluß folgt.)

Zürich-Tokio in 15 Tagen.

(Eine Herbstfahrt durch Soviet-Russland.)

Von Prof. J. A. Degen, Otaru. (Schluß.)

Montag früh gelangten wir, den Angarafluß folgend, nach Irkutsk, der ehemals so berüchtigten Verbrecherstation. Von da ging's in der Morgendämmerung weiter dem friedlichen Angara entlang. Ganz plötzlich hob sich der Nebel und vor uns lag das tiefblau, rings von Bergen eingegrenzte sibirische Meer: Der Baikalsee in seiner ganzen herbstlichen Schönheit. Wie dankbar waren wir hier der Zugführung für jeden Halt in dieser herrlichen Gegend, wo jeder Atemzug eine erquickende Wohltat ist. Es war nach der langer, besonders in den letzten Tagen sehr heißen Reise ein wirkliches Wiederaufleben, das deutlich auf den Gesichtern der Passagiere zu lesen war. Ja, hier ist gut sein, ebenso gut — wenigstens in dieser Jahreszeit — wie an den Gestaden des Bierwaldstättersees. Diese angenehme Saison dauert aber leider nur sehr kurze Zeit. Schon in wenigen Wochen wird diese unendliche Wasserfläche wieder dick gefroren sein und dann hört die Gemütlichkeit auf: Alles gefriert, was sich nicht in allernächster Nähe des Kaminfeuers befindet und selbst die Milch soll hier, in großen Eisklumpen in Papier eingepackt, über die Gasse verkauft werden. Über den See führen dann kreuz und quer tagelange Karawanenstraßen, die bis Ende April für große Transporte benutzt werden, während an anderen Stellen die dicke Eiskruste aufgebrochen wird, um den sehr ergiebigen Fischfang zu ermöglichen, der, außer der Viehzucht, für die Bewohner dieser Gestade das lebenswichtigste Gewerbe darstellt.

Seit die Bahn das südliche Ufer des Baikalsees umfährt, ist die Reise noch viel romantischer geworden. Zwischen den zahlreichen kurzen Tunnels hat man einen stets wechselnden Ausblick auf den See und auf kleine idyllische Gebirgstäler im Rücken, die mit ihren friedlich weidenden Kinderherden sehr an das gemütliche Zuhause erinnern. Ja, sogar die Menschen, die man hier zu Gesicht bekommt, sind kaum von unseren urtümlichen Vertretern der Landwirtschaft zu unterscheiden, abgesehen von vereinzelten Mongolentypen, die schon ab und zu dort zu sehen sind.

Große materialistische Ambitionen haben diese einfachen Leute nicht. Sie leben in einem beständigen Kampf mit wilden Naturkräften und sind froh, wenn sie mit heiler

Haut Jahr für Jahr daraus hervorgehen und sich mit ihrer Familie glücklich bis zur nächsten Ernte durchbringen können. Ihre soziale Frage ist einfach: Sie alle wissen, daß wirklicher Fortschritt nur durch ehrlches, ziebwüchtes Schaffen nicht nur einer, sondern mehrerer Generationen möglich ist und daß es Arbeiten gibt, die man überhaupt nur viribus unitis erledigen kann und andere, die jeder in seinem eigenen Interesse selbst zu verrichten hat. Ihre Frauen sind frei von der trügerischen Illusion, der zufolge die weite Welt und die menschliche Gesellschaft emanzipierter Frauen unzählige „jobs“ zu vergeben hätte, die müheloser wären als die „Schufterei“ am Küchenherd und dankbarer als die Erfüllung einer natürlichen Lebensmission. So lange die Herren in Moskau mit diesen einfachen Lebenswahrheiten nicht in Konflikt geraten, werden ihnen sicher die sibirischen Bauern keine Schwierigkeiten in den Weg legen; denn was im übrigen da drüber jenseits des Ural vor sich geht, daran dürften diese simplen Gemüter wohl ebenso wenig interessiert sein, wie seinerzeit die berühmten „Comment va votre guerre?“-Marseillaner am Weltkrieg.

Am darauf folgenden Tage hatten wir wieder ein total verändertes Landschaftsbild. Nach Chita geht's bergan über hügeliges Wüstengelände, auf dem sich hier und dort ein paar Kamele herumtreiben. Die Gegend wird immer kahler und schließlich gelangt man ganz oben im Gebirge zu der berühmten Buriatenrepublik, die hier sozusagen eine kleine Welt für sich darstellt mit ihrem sehr gemischten Volks-schlag, der mit seiner beinahe quadratischen Schädelfront schon gar nicht mehr in unsere Rasse hineinpäkt. Diese Leute leben fast ausschließlich von der Kamelzucht und einschlägigen Geschäftszweigen.

Von da geht es über strategisch wichtiges, mit russischen Kasernen überhäutes Hochland, teils über früher ostmongolisches Territorium, rasch der chinesischen Grenze entgegen. Diese wurde spät abends anstandslos passiert und 20 Minuten später fuhren wir in Manchuli, der Grenzstation Nordchinas, ein. Auch hier verließ zunächst alles programmgemäß. Nach Erledigung der Zollrevision, die auch etwa eine Stunde dauerte, wurde unser Gepäck in das bereits reservierte Coupe des Harbin-Express geschafft und hier, gerade 5 Minuten vor Abfahrt des Zuges, traf uns die große, peinlichste Überraschung unserer Orientfahrt: Ein chinesischer Polizeioffizier informierte uns: „Ihre Schweizerpässe stehen nicht im Einklang mit den hier geltenden Kriegszustandsbestimmungen. Nur Japaner und Belgier dürfen, von Russland kommend, ohne chinesischen Passvermerk in die Manchchurei hineingelassen werden. Also raus mit dem Gepäck und aufs Platzkommando!“

Wir waren arretiert. Vergeblich war mein Bemühen, dem nur ein wenig russisch sprechenden Kommandanten zu verstehen zu geben, daß der chinesische Konsul in Berlin uns das erbetene Visum als unnötig abgeschlagen habe. „Das mag wohl sein, aber beweisen können Sie es nicht. Immerhin dürfen Sie, wenn Sie wollen, hier in einem Hotel absteigen, aber Ihre Reise dürfen Sie auf keinen Fall fortsetzen, bis ich von Peking aus nähere Instruktionen erhalten habe.“ Das war das Verdict des Platzkommandanten. Auf seinen Rat sandte ich sofort für schweres Geld ein Telegramm an den Schweizerkonsul in Peking mit der Bitte, für uns beim Foreign Office vorzusprechen. Wir haben nie erfahren, was aus dem Telegramm geworden ist. Erst drei Wochen später teilte uns unser Generalkonsul in Shanghai mit, daß es zurzeit in Peking überhaupt keinen Schweizerkonsul gäbe und daß das Telegramm wahrscheinlich verloren gegangen sei.

Glücklicherweise gelang es mir nach einer schlaflosen Nacht, in einer schon mehr als zweideutig aussehenden Sve-lunte von einem halb europäischen, halb orientalischen Hotel, die gütige Assistenz des dortigen japanischen Konsuls zu gewinnen, dank derer wir dann die Erlaubnis bekamen, wenigstens bis Harbin weiterzureisen unter der Bedingung,

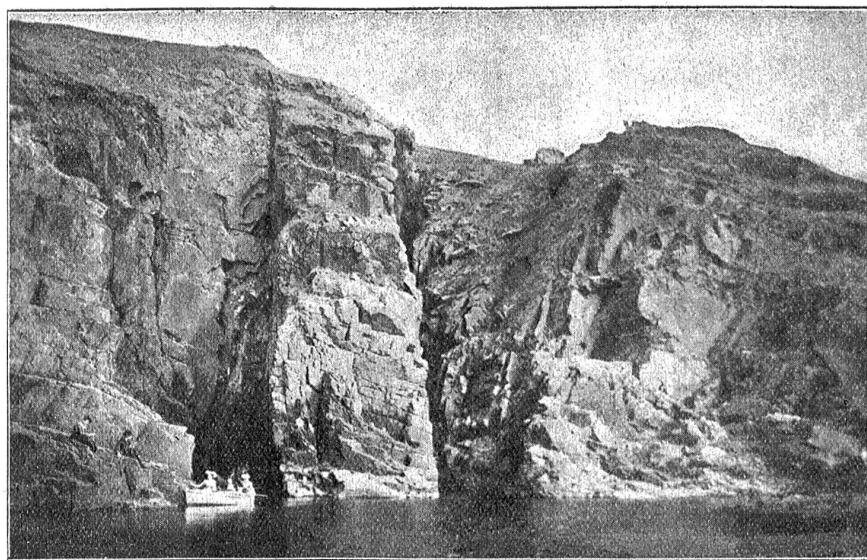
dass wir dort den endlichen Beschluss der chinesischen Zentralbehörden abwarten würden.

Wenn man sich schließlich in dem luxuriösen ausstaffierten Coupé der Chinese Eastern Railways niedergelassen hat, so ist das heute immer noch keine sichere Gewähr dafür, dass man sein Endziel erreichen werde, wenigstens nicht, so lange man noch nicht über Hailar hinaus ist. Hier geht es nämlich durch das berüchtigte Gebiet des Hulansai. Die Bewohner dieses Distriktes sind wohl die bedauernswertesten „Irredenten“ auf unserem Erdball. Ihr Motto ist: „Wir wollen weder Chinesen, noch Russen, noch Japaner werden, sondern das sein und bleiben, was wir vor dem Bau dieser verwünschten Eisenbahn gewesen sind: Unabhängige Mongolen.“ Wenn es immer den Anschein hat, als sollte da oben im gelobten Land der Mantschurei wieder einmal eine neue politische Grenze gezogen werden — was hier in diesem östlichen Balkan sehr häufig vorkommt —, so geben diese Außenmongolen ihren Unabhängigkeitswillen kund mit einer kleinen Attade auf dieses „Danaergehen“ durch ihr Gebiet führenden Eisenbahn, mit dem Resultat, dass der Verkehr für kürzere oder längere Zeit unterbrochen wird.

Ist man aber glücklich über die „danger zone“ hinaus, so nimmt die 24stündige Reise bis Harbin einen ruhigen Verlauf. Immerhin haben wir von den fruchtbaren Feldern der Nordmantschurei nur wenig gesehen, zu sehr waren wir gespannt auf die Dinge, die da kommen sollten. In Harbin, der Handelszentrale der Mantschurei, ging's zunächst von Pontius zu Pilatus: Von der Bahnpolizei zur Stadtpolizei und von dort, auf einem sehr interessanten Umweg durch das städtische Gefängnis, wo die „Pensionäre“ gerade ihren „day at home“ hatten, zum Bureau der Ausländerkontrolle, wo man uns schließlich höflich bat, am Montag wieder zu kommen, da unsere Pässe noch nicht aus Manchuli eingetroffen seien.

Das gab uns also drei Tage Zeit, dieses berüchtigte „Paris of the East“ etwas näher anzusehen. Dieses Missgeschick von Orient und Europa, von chinesisch, mongolisch, russischem und japanischem Betrieb ist nicht uninteressant. Auf der Hauptstraße, die vom eigentlichen Harbin oder Pristan nach der ziemlich gut angelegten Novegorod oder Neustadt führt, sieht man ein buntes Treiben: Grell kleinschadhafte chinesische Händler bieten ihre von Fliegen übersäten Früchte an, auf staubigen Trottoirbänken sitzen den ganzen Tag über hyperelegante Harbindämmchen und reiben Elbogen mit sehr zweifelhaft aussehenden männlichen Individualen jeglicher Nation. Die Seitengäßchen belebt ein schmieriges Volk von Stiefelpuern, die hier im Lande der Staubwolken und des ewigen „make belief“ ein profitables Arbeitsfeld gefunden haben. Auf der Fahrstraße laufen wallige Moskudroschken, hier von struppigen, aber flinken Mongoljerdchen bespannt, und schmutzige, von Kulis gezogene Rishas vorbei. Ochsen schleppen mühsam ihre uralten Lastwagen und durch all dieses Chaos windet sich mit positiver Todesverachtung eine endlose Karawane von Taxis, die bis zu vier Personen aufnehmen, einen für 20 Rp. von einem Ende der Stadt zum andern bringen, und die ihre Kundshaft einzeln oder zu zweien, so lange noch Platz vorhanden ist, an jedem beliebigen Punkte ein- oder aussteigen lassen. Außerdem gibt es noch eine Menge größerer, chinesischer und sogenannter internationaler Omnibusse, letztere nur für die oberen Zehntausend bestimmt.

Die Bevölkerung Harbins setzt sich in der Hauptsache zusammen aus Chinesen, Mongolen, Japanern und Russen.



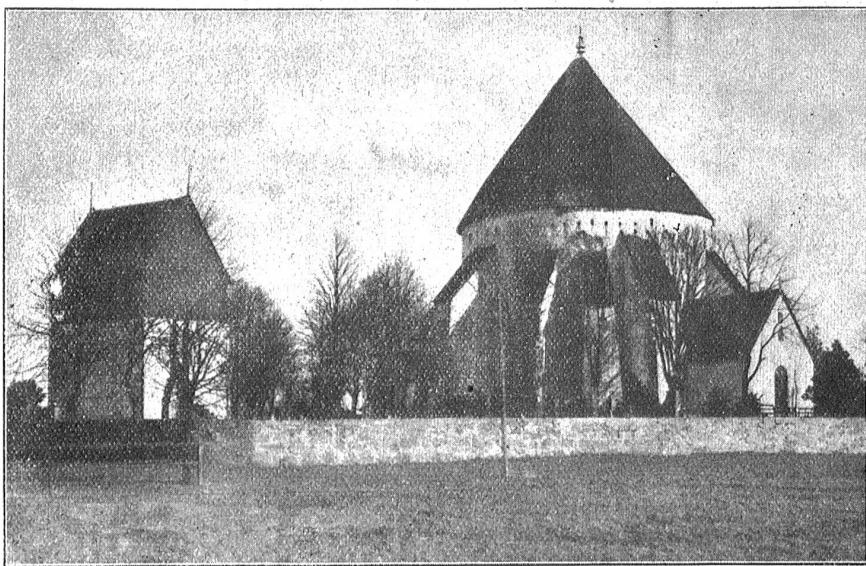
Bornholm. Küstenpartie bei Hammoren mit der „Nassen Ofenhölle“. Text s. folgende Seite.

Die letzteren allein zählen über 80,000, von denen eigentlich die meisten keiner Nation mehr angehören, und selbst diejenigen, die, um ihre alten Posten bei der Chinese Eastern Railway Co. nicht zu verlieren, sich zu dem neuen russischen Regime bekannt haben, nach dem alten Grundsatz „ubi beni ibi patria“, werden hier als sogenannte „Radikalen-Kommunisten“ verschrien: Sie sollen nur außen rot, aber innerlich um so weißer sein. Nach den glitzernden Diamanten zu schließen, mit denen einige der oberen Beamten immer noch auf den Boulevards herumsteigen, dürfte hier die öffentliche Meinung nicht so ganz unrecht haben. Es steht natürlich auch nirgends geschrieben, dass ein neues politisches Glaubensbekenntnis ein völliges Aufräumen mit alten, tief eingewurzelten Lebensgewohnheiten bedinge.

Die Hotels in Harbin beherbergen eine aus ganz verschiedenen Elementen zusammengewürfelte Gesellschaft: Gejagte Kaufleute, die hier ihre Goldgrube gefunden haben, internationale Abenteurer und Hochstapler obskurer Existenz, die hier im Trüben fischen können, heruntergekommene Alkoholiker, eigentliche Gemütsakrobaten, die als Stammgäste an der Whisky-Bar und am Spieltisch die leichte Razenzimmerterapie gelernt haben, — und dazu ein ganzes Heer russischer Gigerls und Modepuppen von zweifelhafter Eleganz, die es wunderbar zu verstehen scheinen, den immer in neuen Scharen herschwärzenden „Greenhorns“ die Köpfe zu verdrehen mit den letzten „Cri de Paris“, die die eleganten Boulevardgeschäfte ihnen auf Kredit oder „à des prix doux“ verkaufen oder wohl auch gelegentlich unentgeltlich auf ein bis zwei Tage zur Verfügung stellen, damit nur ja diese Metropolis ihre Anziehungskraft nicht einbüßt.

Eine nette Gesellschaft! Und abends schwärmt das alles in die Kinos und hinterher in die Cabarets, wo man dann bei Musik, Gesang und Tanz, russischen Gänserlädchen und Champagner das eigentliche Harbin Life genießt, bedient „gehätschelt und gepflegt“ von russischen Dämmchen in weißen Perücken und Rotofo-Kostümen, die die herzerkrankendsten Geschichten zu erzählen wissen über das, was sie — natürlich als frühere Fürstentöchter — während der russischen Revolution durchgemacht haben wollen und wie schließlich Not und Armut sie hierher getrieben habe in der Hoffnung, hier einen richtigen Gentleman kennen zu lernen; denn zugeben, dass sie aus eigenem Antrieb, angefeuert von der allgemeinen Vergnügenssucht, hier gelandet sind, das können sie nicht ohne einzugestehen, wie töricht sie gewesen sind und was für bittere Enttäuschungen sie hier in diesem Milieu erlebt haben.

Das ist Harbin, die Hauptstadt der Mantschurei, dieses fruchtbartesten Teils von Ostchina, um dessen unbegrenzter



Bornholm. Rundkirche von Østerlæs.

Möglichkeiten willen wohl bald die großen Mächte der internationalen Finanz ihren letzten Trumpf ausspielen werden. Dann wird es allerdings mit der „Gemütlichkeit“ in diesem östlichen Paris für längere Zeit vorbei sein. Hinter diesem tollen Betrieb lauert Gefahr! Die dem Galgenhumor verwandte Mentalität der Bevölkerung ist nicht zu verwundern: Sie ist nur das natürliche Resultat einer unhaltbaren politischen Situation. So lange die Mantshurei den Schadzügen raffinierter internationaler Spekulanten ausgesetzt ist und ausgezehrt bleibt, muß hier ein jeder auf das Schlimmste gefaßt sein.

Unter diesen Umständen waren wir froh, daß unser unfreiwilliger Aufenthalt in diesem Hexenkessel nicht allzu lange dauerte und daß unsere Unterhandlungen mit dem chinesischen Platzkommandanten sich ziemlich rasch abwickelten. Nach vier Tagen peinlichen und kostspieligen Abwartens akzeptierte dieser liebenswürdige Herr meine „apology“ in Form einer nicht übertrieben hohen Geldsumme und drei Tage später, am 10. September, erreichten wir glücklich und wohlbehalten unser japanisches Endziel.

Bornholm.

Wer kennt sie, die Felseninsel, oder wie sie ein Dichter nannte: Jenes alte Schwanennest mitten in der Øtsee, wo Schwäne das Licht der Welt erblicken und erblicken, die nie sterben sollten! Wohl die meisten nur dem Namen nach, denn von Fremden wird sie wenig besucht, und doch bietet sie viel Interessantes, allerdings mehr dem Naturfreund als dem Globetrotter.

Bornholm war schon in prähistorischer Zeit bewohnt, davon zeugen reiche Funde aus der paläolithischen und neolithischen Steinzeit, daran anschließend Bronze- und Eisenzeit. Man fand gut erhaltene Hünengräber, ringförmig angelegte Tempel und Opferplätze mit großen Gedenksteinen, den „Botanshüren“, denen wohl ursprünglich ein religiöser Zweck zukam, um die sich aber später die Sage wob, der Gott Wotan habe an diesen steinernen Hürden sein Ross geprüft. Reich sind auch die Funde aus der Wikingerzeit, und hier liefern ebenfalls die Grabstätten das beste Material

zur Beurteilung der damaligen Kultur, bemerkenswert ist die Anlage der Wikingergräber in Form eines Schiffes, es sind auch Fälle bekannt, wo der Tote mit seiner Habe in einem richtigen Schiff bestattet wurde, ein Brauch, der wohl meist nur bei den Mächtigen des Stammes in Anwendung kam.

Die ältesten schriftlichen Aufzeichnungen liefern uns die Runensteinen. Die Runen, das älteste Alphabet der germanischen Kultur, wurden unter Vermeidung jeder krummen Linie in Holz oder Stein eingeritzt. Der „Marevadsten“ auf dem Kirchhof von Hasle und der „Kongevesten“ in Allinge gehören zu den schönsten Runensteinen Dänemarks.

Bornholm war bis zum 9. Jahrhundert ein selbständiges Königreich, kam dann zu Dänemark, bis es 1522 von den Lübeckern erobert wurde, die es aber 54 Jahre später wieder an Dänemark abtreten mußten. 1654 wurde

die Insel von den Schweden unter General Wrangel erobert, die das Land mit Strenge und Grausamkeit regierten. Der schwedische Landvogt Prinzenkjöld wird nicht zu Unrecht als der nordische Geißler bezeichnet. Es fand sich aber auch ein nordischer Tell in der Person des Jens Koefoed, der den Landvogt mit einem wohlgezielten Schuß töte. Koefoed und seine Anhänger bemächtigten sich der Burgen, welche die Schweden im Lande besetzt hielten, besonders des mächtigen Schlosses Hammerhus, und schon nach einem Jahre wirkte den Bornholmern die goldene Freiheit wieder. Heiß brannte der Kampf um Hammerhus, und bei der Einnahme blieb nichts von den erbitterten Kämpfern verschont, kaum ein Stein blieb auf dem anderen, das Schloß blieb für ewige Zeiten unbewohnbar, nur die Ruine steht noch heute, ein stolzes Zeugnis für die Tapferkeit und Freiheitsliebe des kleinen Volkes. Aber noch einmal geriet Bornholm unter Fremdherrschaft, 1809 wurde es nach erbittertem Widerstande von den Engländern erobert, die es aber schon 1814 wieder an Dänemark abtreten mußten.

Die Bevölkerung fühlt sich unter dänischer Verwaltung recht wohl, und ihr verdankt sie ihre heutige Kultur und ihren Wohlstand. Verwaltung, Gerichtsbarkeit, Post und dergleichen sind rein dänisch, auch die Schriftsprache ist dänisch, die Umgangssprache der Bevölkerung ist jedoch ein dänischer Dialekt, der für fremde Ohren nicht leicht verständlich ist.



Bornholm. Straße in Rønne.